

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 6

Artikel: Das Blumenopfer von Torre del Greco [Schluss]
Autor: Graeser, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572624>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einige Tage nach dem Hinschiede des Herrn Naters wurde das oben erwähnte amerikanische Testament in einem Zimmer neben seinem Schlafgemache aufgefunden. Den Schlüssel zu diesem Zimmer hatte der Verstorbene stets mit ängstlicher Sorgfalt aufbewahrt und Niemand dessen Betretung gestattet. Höchst wahrscheinlich war das Testament seit seiner Reise nach Havre unberührt an seiner Stelle geblieben.

Außer diesem Testamente fand sich unter den Papieren des Herrn Naters kein zweites oder neueres vor. Mit Zuschrift vom 31. Oktober 1836 berichtet diesfalls das Statthalteramt an den Regierungsrat folgendes: „Wer mit dem Verstorbenen bekannt war, glaubte annehmen zu dürfen, es habe derselbe für den Todesfall Verfügungen getroffen, wonach der Staat, Gemeinden und Partikulare, besonders aber auch seine Bedienung, bedacht werden. Es fand sich aber rein Nichts vor. Aus den Aeußerungen während der Krankheit läßt sich schließen, Herr Naters habe noch verfügen wollen; allein die Umstände haben es ihm unmöglich gemacht, und so sind alle diejenigen, welche bedacht worden wären, von Herzen zu bedauern.“

Und ebenso schrieb der Zürcher Freund des Verstorbenen unterm 30. Oktober 1836 an das Statthalteramt Andelfingen: „Es ist ein Jammer, daß die Dienste und Armen, und ebenso der Staat leer ausgehen. Hätte der Verbliebene vom Anfange seiner Krankheit an nicht alle Besinnung verloren, so wäre sicher Alles bedacht worden.“

Der Reichtum des Herrn Naters, welcher in der ganzen Umgegend allgemein unter dem Namen des „reichen Engländer“ bekannt war, muß ganz bedeutend gewesen sein, denn schon zur Zeit seiner Ansiedelung im Kanton Zürich (1823) galt er notorisch für einen Mann von sehr großem Vermögen.

Geschrieben im Juli 1868.

Wenn das Statthalteramt in einem Berichte an den Regierungsrat sagt: „Das Vermögen des Herrn Naters dürfte zwei Millionen Gulden (Zürich-Waluta) betragen“, so bezog sich diese Bemerkung selbstverständlich nur auf den Wert aller im Kanton Zürich liegenden beweglichen und unbeweglichen Gegenstände, sowie auf alle Forderungen seines Nachlasses, nicht dagegen auf das im Auslande befindliche Vermögen, worüber alle nähern Aufschlüsse geradezu mangelten. Das ist immerhin richtig: Herr Naters war vielfacher Millionär, aber welche Ziffer seine Millionen betragen haben, konnte hierorts nie ermittelt werden.

Ueber die Frage: Ob die Regierung von Zürich von dem Nachlasse des Herrn Thomas Naters eine größere oder kleinere Summe als Abzug zu fordern berechtigt sei, entspann sich zwischen ihr und dem britischen Kabinett ein Mißverständnis und eine Korrespondenz, die auf Seite der britischen Majestät in einige Bitterkeit überging, welche aber die Republikaner am Zürichsee von einer gerechten Forderung nicht abschreckte, während hingegen überspannte Ideen von ausgebehten Ansprüchen wegfallen mußten. Das endgültige Urteil des zürcherischen Obergerichtes vom 23. Dezember 1837 ging dahin, daß sich der englische Universal-Successor einen Abzug von 10 Prozenten des Wertes aller hierorts liegenden Vermögensobjekte des Nachlasses des Thomas Naters, nach vorheriger Abrechnung der darauf hastenden Passiven, gefallen zu lassen habe.

Wir schließen unsere Bemerkungen mit den Worten Gerold Meyers von Knonau: „Möchte dem Kanton Zürich vergönnt sein, nur alle 50 Jahre ein Mal einen solchen Fremden bei sich zu haben, der nebenbei gesagt, in stiller Zurückgezogenheit lebte und im Wohlthun unermüdet war!“

Das Blumenopfer von Torre del Greco.

Eine Festplauderei mit etwas Historie.

Von Carl Graeser, Neapel.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Sangsam verschwimmen Menschen und Blumen und Meer und Bäume des Bildes, die Muttergottes und die Schwerter. — — Jener melodische Schauer durchrieselt die Seele, den Musik erweckt, der von der Erde uns hebt zu den seligen Gefilden wunschloser Lust. — —

Für Augenblicke nur, für wenige Pulsschläge! Vielleicht wäre mehr kaum zu ertragen. — —

Die Nachbarn sorgen auch dafür, daß man wieder die Erde unter sich fühlt. Sie drängeln und drücken unbarmherzig weiter, bis man halb betäubt noch von dem Farbenwunder wieder draußen steht: zwischen den schreienden Verkäufern, die längs des Kirchengitters ihre Tische aufgeschlagen haben. Der gellende Gesang, mit dem sie die Waren anpreisen und eine schrill wimmernde Drehorgel mit dem „Vogelhändler“-Walzer bringen dem Bewußtsein die Erkenntnis zurück, daß es noch andere Töne gibt hienieden.

In den weiteren Kirchen sind ähnliche Blumenteppeiche hingestreut. Sei es nun die „Ausstreibung aus dem Tempel“, der „Tod des heiligen Laurentius“ oder die „Eröffnung des heiligen Jahres“ in dem Leo XIII. mit einem Hämmerchen an eine Thüre schlägt. Der Inhalt tritt immer zurück vor dem Zauber der Farbe, der den Empfänglichen ganz beherrscht.

Seit der Entstehung dieser Feste hat sich die Technik der gestreuten Blumenteppeiche verbessert und vererbt, teils in Familien, vor allem aber in der technischen und Kunstgewerbeschule von Torre.

Das ganze Jahr hindurch werden zu diesem Zweck Blumen gesammelt. Solche, die ihre Farbe frisch erhalten, bewahrt man in Grotten auf; andere wieder getrocknet und genau gesondert nach der Farbe, um sie dann für die Schaffung der Bilder zu zerschneiden und pulverisieren zu lassen.

Der Küster einer der Kirchen erzählte mir am Schlusse des zweiten Tages, nachdem schon die Prozessionen über die Bilder weggeschritten waren und nur noch ein mißfarbener Staub den Boden deckte, aus dem hier und da, als Erinnerung an die zerstreute Pracht, blutrote und grüne Flecken herausleuchteten — da erzählte mir der Küster von der Herstellung dieser Farbensymphonien.

Ich ließ die Kupfersoldi leise in meiner Tasche klingen. Das machte ihn gesprächig.

„Werden gar keine anderen Hilfsmittel gebraucht zur Herstellung der Bilder, als Blumenbestandteile?“ fragte ich und klapperte etwas verständlicher. Der Küster sah sich vorsichtig ringsum und als er Niemanden bemerkte, nur eine Frau, die mit einem Besen mächtige Staubwolken aufwirbelte, meinte er flüsternd und zwinkerte mit dem linken Auge: „Na ja, mit etwas Kaffee-Satz wird schon manchmal nachgeholfen!“

„Ah, das gibt die weichen braunen Schatten der Fleischöne?“

„Ecco Signore, so ist es. — Das wird die gute Madonna nicht übel nehmen!“

Die Nacht kommt schnell im Süden. Es war dunkel geworden, als ich aus den Kirchen kam. Schon flimmerten die Guirlanden und Bogen in ihrem bunten Lichterschmuck; die Straßen wurden zu Zaubergängen, die zu Feentempeln führen.

Dazwischen wandelt fröhlich plaudernd die genießende Menge, ohne Hast oder Nothheit, wie ein plaudernder Bach dahingleitet.

Mitten im dichtesten Gewühl kauern Buben am Boden und helfen die reihenweise auf Brettern stehenden farbigen Gläsern mit Lichtern versehen und anzünden und den Männern auf die hohen Leitern hinaufreichen. Es dauert lange und ist eine mühselige Arbeit, bis die Beleuchtung in ihrem ganzen Glanze erstrahlt.

Mitten im Gewühl geht dies vor sich. Niemand stört die geschäftigen Buben oder wird ungeduldig über dies Hindernis. Ruhig fließt der Menschenstrom darum herum — ohne Schaum oder gurgelnden Strudel zu erregen.

* * *

Das sind die leidenschaftlichen Südländer mit ihrem sonst so leicht aufwallendem Blut!

Mit Schrecken denke ich der rohen Volksjahren, die ich im Norden mitgemacht habe.

Worin liegt der Unterschied wohl?

Er muß in der alten Kultur liegen, die in jeder Bewegung, in jedem Wort sich widerspiegelt, beim Bringen wie beim Ziegentreiber hier am Fuße des Vesuv; in der vererbten Kultur, die aus den feinen Handgelenken des Bauernweibes spricht und aus der Grazie, mit der sie, mit dem Bündel Kraut auf dem Kopfe, einerschreitet und das gelbe Tuch sich um den braunen Hals schlingt; in der elastischen Kraft und Ebenmäßigkeit lebt sie, mit der die halbnackten Fischer — die wohl in ihren freien Stunden als Antinousse, Satyre und Merkure auf die Postamente sich stellen im Museum von Neapel — mit der diese feingebauten Kinder des Volkes dem Meere mühsam in schweren Netzen ihren kärglichen Unterhalt abringen — oder wie sie lachend eine Rose reichen ihrem Mädchen.

Die alte Kultur ist das, in Fleisch und Blut übergegangene Kultur, die wesens-eins geworden ist mit der ganzen Erscheinung. Nicht bloß eingelernte Bildung, von der wir meistens zehren.

Psychisch und physisch ist diese Rasse verfeinert, empfindlicher für jeden Genuß, gerade dadurch vielleicht aber weniger fähig zur That. Ihre Nerven reagieren dazu viel zu intensiv auf den kleinsten Reiz und empfinden Schmerz und Lust schon, wo dämmernd uns erst eine Ahnung aufgeht.

Wir sind so schnell bereit, abzurteilen und Handlungen der Südländer mit ihrem komplizierten Seelenleben z. B. für feig zu erklären, während es eben die feiner gestimmten Nerven dort sind, die früher die Gefahr erkennen, stärker leiden, schneller und klüger durch Schutzäußerungen dagegen reagieren und nicht dulden wollen.

Wäre das feig, so wäre der musikalisch empfindliche Mensch wohl auch unmusikalisch nach unserer Meinung, weil falsche Töne und Disharmonien ihm wehe thun, und er — nicht vor der Musik — aber vor diesen flieht und sich vor ihnen zu schützen sucht.

Der Südländer flieht auch nicht vor dem Kampfe, im Gegenteil, er sucht ihn und ist ritterlich bis in die niedersten Volksschichten. Die „cavalleria rusticana“ ist kein Romanbegriff. Wenn die Ehre ins Spiel kommt, geht er blindlings in den Tod und verwundet, wird er alles eher erdulden als den Gegner verraten. Wir würden manches Urtheil anders fällen, wenn wir uns die Mühe geben wollten, den Ursachen und Gründen der südländischen Lebensäußerungen tiefer nachzuspüren.

Auch die Konsequenzen würden uns aufgehen.

Diese verfeinerte Kultur ohne Energie und Erziehung trägt die Bedingungen des Niederganges in sich selbst. Wie das hypersensible und mit zu feinen Nerven begabte Einzelindividuum mehr zum Genießen geeignet, als zu frischem Schaffen kräftig ist, wird die überkulturierte Rasse im Kampfe und Geschiebe der Zeit dem Anprall der frischeren, roheren, aber von ungeborener Thatkraft erfüllten Stämme nicht gewachsen sein.

Zu dem anständigen Verhalten des Volkes an seinen Festen trägt natürlich auch viel seine Mäßigkeit im Alkoholgenusse bei. Trotz der überaus billigen Weinpreise — Schnaps oder Bier kennt das Volk nicht — sieht man hier zu Lande kaum oder doch selten Betrunkene; wenigstens nicht in unserem Sinne, wie sie gröhrend und brüllend, mit gedunnenen Gesichtern und stieren Augen durch die Gassen taumeln.

Auch hierfür werden wir das Verständnis aus dem verfeinerten und sensibleren Nervenleben des Südländers schöpfen können und aus seinem ästhetischen Sinne.

Und dann — in diese blauen, milden Nächte — voll Sternensimmern und Mandolinenton, zu den weichen Bewegungen, dem klingenden Lachen und sprechenden Gebärdenpiel, zu der wohlklingenden Sprache und den schönen Formen kann man sich unsere rauhe, eckige Volkeshreude auch kaum stimmen. Wohl aber kann man sich dazu stimmen jene plötzlichen Zornausbrüche, jene Raserei der Leidenschaft, blinkende Messer, Blut und Mordmorde, wie man sie nur zu oft hier erlebt, und hinter denen der Besatz mit seinen weichen Linien und seinem sanft ansteigenden Kegel gleich einem Riesensymbol in die Lüfte ragt, das ebenso plötzlich mit Donner und feuerpeienden Explosionen Tod und Verderben bringt.

* * *

Die Beleuchtung ist vollendet.

Überall glitzert und strahlt es: von den Sternen am Himmel durch die phantastischen Zaubergänge und Lichtalleen der Straßen bis zu den kleinen Lämpchen und Delfunzeln, mit denen die Hausierer und Händler ihre Tische und Gestelle geschmückt haben — ein zerzapfter und aufgelöster Regenbogen, dessen Fächerchen und Flöckchen den weiten Luftraum erfüllen.

Der Dom leuchtet wie aus lauter Lichtsäulen gebaut. Alles Körperliche ist aufgelöst. Zwischen den Säulen streben smaragdschimmernde Bäume in die Höhe zu gelben Riesensonnen, deren Strahlen sich am Giebel zum Christenkreuz vereinigen; zum rötlichen Kreuz, das mit seinem Kopf in den Himmel stößt und einen violetten Schimmer rings über ihn haucht.

Ein Donner Schlag — dann ein Prasseln, Krachen und Dröhnen, als ob der Feuerberg geborsten wäre.

Raketen streuen ihre bunten Kugeln, ihre Sterne und Sonnen zwischen Menschen- und Himmelslicht; Feueräder freisen dazwischen in wahnsinniger Hast; aus Mörsern spritzen glühende Massen in die Luft und verteilen sich in Myriaden Funken.

Der ganze große Platz ist in Pulverdampf gehüllt. Von mächtigen bengalischen Feuern bestrahlt, lagert der Dampf jetzt wie rote Abendwolken, dann grün und blau oder wallenden, golddurchwebten Schleiern gleich über dem Murmeln und Summen der frohen Menge.

Musik tönt von ferne. Langsame feierliche Marschmusik, und kommt näher. Die Prozession mit der Geistlichkeit und den Bruderschaften, die der Madonna zu Ehren die Blumenbilder zerstampft hat, zieht noch in den Straßen herum, von Altar zu Altar ihre Andacht verrichtend.

Und plötzlich — — — tauchen weißgekleidete Gugelmänner hervor aus einer dunkeln Seitengasse, die vom Meer zur Piazza heraufführt. Es macht eine eigentümliche Wirkung, wie diese dicht verhüllten Gestalten, aus deren, das Gesicht bedeckenden, Kapuzen nur zwei dunkle Augenhöcher starren, wie diese vermummten Kerzenträger plötzlich in den Sprühregen des Feuerwerks und der wallenden grünen Dampfe treten. Hinter ihnen drängen andere Gestalten nach, violett und rot gekleidete, über denen ein mächtiges blutrotes Seidenbanner flattert, mit einem Kopfsuß von dunkeln Straußenfedern. Vier Männer halten mühsam an langen Stricken das ungebärdige Banner im Gleichgewicht. All das in dem glühenden Wallen und Dampfen und Zischen des Feuerwerks!

Die Gugelmänner und buntbesitterten Bruderschaften, dies maskierte Zeremoniell an Anzügen, Leichenbegängnissen und Prozessionen — von letzteren hauptsächlich als reichste und prunkvollste die Prozession des Corpus domini- (Fronleichnam)-Festes — sind Reste der im Mittelalter in Italien so beliebten Maskeraden und kostümierten Aufzüge geistlicher und weltlicher Art.

Die ganze Bevölkerung beteiligte sich an solchen Verkleidungsfesten, welche meist mit Aufführungen ernstern oder heiteren Inhaltes auf den öffentlichen Plätzen schlossen.

Das Festwesen war in Italien im Mittelalter zu wunderbarer Pracht entwickelt. Burckhardt*) nennt es „einen Uebergang vom Leben zur Kunst in seiner höchsten Form.“

Mit seinem Schönheitssinne und dem durch das von Alters her gewohnten öffentlichen Auftreten ererbten Schauspielertalent**) war der Italiener dazu geschaffen, bei Prunkumzügen in reichen Gewändern durch die

Straßen zu schreiten und in den Aufführungen aus der heiligen Geschichte (Mysterien), wie sie damals Sitte waren, oder weltlichen Dramen, mitzuwirken. Nehmen wir dazu die festliche Architektur und malerische Pracht der Plätze, Paläste und Kirchen in den italienischen Städten, getaucht in das Blau der Sommernächte oder ihre Schönheit habend im Sonnenglanz, so können wir nachempfinden, welche wunderbare Bilder sich aufgerollt haben müssen bei solchen Anlässen.

Mysterien = Aufführungen*) leiteten meistens die Bruderschaften mit mehr oder weniger Pracht, je nach Ansehen und Reichtum der beteiligten Konfraternitäten. Die weltlichen Umzüge und Darstellungen dagegen gingen in der Renaissance-Zeit von den kleinen Fürstentümern aus oder von den Städten, in welchen die Bürger zur Schaffung solcher Feste schon früh quartierweise organisiert waren. (In Neapel ist dies heute noch der Fall).

Kunst und Poesie reichten sich die Hand, und die berufensten Kräfte beteiligten sich dabei. In Mailand leitete Lionardo da Vinci diese Feiern und stellte einmal das ganze Himmelsgewölbe, durch eine enorme Maschine in Bewegung gesetzt, dar, wobei Automaten und lebende Menschen aus den Himmelskörpern herastraten und tanzten oder deklamierten. Beliebt war auch, daß Heilige oder Engel von den Dächern der Kirchen oder Paläste herunterschwebten, sangen oder den gefeierten Personen Kränze aufs Haupt setzten — alles sehr künstlich und sinnreich durch komplizierte Maschinen getrieben. Heiliges und Profanes mischte sich leicht, und der Uebergang von der Prozession zum Karnevalszug war fast notwendig. Schon die Mysterien schlossen oft mit Ballett und Tanz.

Auch im Norden fanden solche Aufführungen früh schon statt, nur roher und plumper. In den modernen Passionsspielen haben sie wieder einen neuen Aufschwung genommen. Sie sind durchweg ernster gehalten als in Italien, wo durch die Notwendigkeit, das Volk dabei auch zu belustigen, viel komisches Beiwerk eingeschoben wurde. So mußten bei einer Darstellung des Kindsmordes von Betlehem in der Kirche zu Siena die Weiber zum Schlusse sich bei den Haaren kriegen und raufen (Burckhardt).

Feuerwerk und ohrenzerreißendes Geknalle war schon damals sehr beliebt. Die Vorliebe dafür hat sich erhalten, und nimmt leider fast in dem Verhältnisse zu, als Farbe und Kostüme verschwinden. Sie kann ja so von Herzen befriedigt werden, diese Knallfreude, seit Dynamit als Kraftkörper verwendet wird, wodurch die Explosionen manchmal so stark wirken, daß man den Luftdruck wie einen Schlag empfindet und Leute davon umgeworfen werden.

Seit in Neapel voriges Jahr beim Feste der Madonna von Carmine durch vorzeitiges Plaken eines solchen Knallkörpers sechs Leute getötet und etwa vierzehn verwundet wurden, ist die Behörde, in der Stadt wenigstens, endlich dagegen eingeschritten und hat die Anwendung von Dynamit bei Feuerwerken verboten. Das ist ein Jahr her. Jetzt aber knallt es schon wieder gerade so trommelfellzerreißend wie früher.

*) Geschichte der Renaissance in Italien.

**) Noch heute gibt es keine besseren Schauspieler als die Italiener in Theater und Leben. Die Mitglieder der vielen Kongregationen (von der katholischen Kirche von jeher begünstigte fromme Laienvereinigungen zu wohlthätigen und religiösen Zwecken, sogen. Bruderschaften) ziehen in ihren bunten Kostümen bei Prozessionen oder Leichenbegängnissen so stolz und sicher durch die Straßen, auch wenn sie in Civil braue Schuster oder Handschuhmacher sind, als ob adelige Ritter zum Ordensfeste schritten.

Viel zur Entwicklung der Farbenfreudigkeit dieser Feste in Italien wirkte natürlich das Klima mit. Sonne zeugt Farbe. Unsere Regentriebeligkeit genießt graue Waterproofs, Gummischuhe und tiefende Regenschirme, die man zu allem Ueberfluß dann noch, im ewigen Kampfe mit dem Objekte, immer vergißt, wenn man sie am nötigsten hat. Zudem sind die grauen Wolkenbeden böshaft noch, und fangen fast mit mathematischer Sicherheit an ihre Wasser zu entleeren, wenn durch einen schlichteren Umzug sich etwas mehr Farbe einmal in den Straßen entlockeln möchte.

* Burckhardt, Gregorovius.

So lange man die Steuern vermehrt und das Brot hier nicht billiger macht, darf das schnellaufwallende Volk in seinen Liebhabereien nicht zu schroff gekürzt werden!

* * *

Ich dränge mich mühsam durch die Menge, um in die Gasse zu gelangen, aus der die Prozession hervorquillt.

Wie das wogt und wallt und singt und betet da drin, wie das leuchtet und dampft und glitzert und kracht, und der Schall zwischen den hohen Mauern der Häuser hin- und hergeworfen wird. Wellen von Weihrauchdunst und Pulverdampf fließen durcheinander und hemmen einem den Atem fast. — Sie haben sich immer gerne gemischt und zogen so oft zusammen in guten und bösen Zeiten über die Lande: Weihrauchdunst und Pulverdampf!

In Reihen stehen die Kongregationen mit ihren Bannern. Weiße Riesenbanner, mit silbernen Lilien bestickt, blaue, mit großen Bildern bemalte, alle mit einem hohen Aufputz von Straußenfedern, der über das erste Stockwerk der Häuser hinausragt. Die grünen oder blauen, violetten und roten Lebermäntel, welche die Mitglieder der Bruderschaften über den weißen Röcken tragen, blitzen mit reichen Gold- und Silberstickereien um die Wette gegen die schimmernden Glasköpfe der alten Herren. Manche der Brüder sind schon sehr müde von der langen Wanderung und lassen gleichgültig die Tropfen der Wachslichter über den Bauch herunterrinnen.

Mitten in der Straße steht ein hoher Altar errichtet, aus Lattenholz, mit buntem Stoff und Goldpapier überzogen, und mit grellfarbigen Papierblumen geschmückt — am Tage gleicht er einem armjeligen Kasperli-Theater — jetzt aber in all dem Gewoge von Licht und Dampf wirkt er prächtig und weisevoll, gleich einem reichen Tempel.

Vor dem Altar stehen die Priester unter seidnen Baldachinen. Die Musik verstummt.

Silberner Glockenton durchzittert die Luft.

Das ganze Volk wirft sich auf die Knie.

Nur die Madonna-Statue, von acht Männern getragen, ragt noch über alles hinaus; ihr Blond-Haar flattert leise im Winde und die Rubinen der goldenen Krone leuchten wie Blutstropfen.

Die Madonna-Figur überragt alles — und ein Hausierer, der mitten in der Menge stehend, seine Ware anpreist trotz Glockenmahnen und Priestergebet. Er hat ein Gestell vor seine Brust gehängt, darauf stehen, roh aus Holz geschnitzt und mit braunen Kutten bekleidet, Mönche in verschiedenen Größen; in der einen Hand halten die Mönchlein ein Glas und in der anderen die weingefüllte Flasche. Sie nicken lustig mit den rotgestrichenen dicken Köpfen.

«Vedete cumme bev' o monaco — cumme le piace,» krächzt der Hausierer mit heiserer Stimme, „seht doch, seht, wie es dem Mönchlein schmeckt.“

Dabei zieht er an einem Schnürchen — die Mönch-

lein schenken ein und schütten den Wein mit einem Ruck in den weit geöffneten Schlund.

«Cumme le piace, cumme le piace!» schreit unermüdet der Hausierer und zieht an dem Fädchen.

Vitaneigefang und Gebetsmurmeln schwellen und verklingen zwischen dem Singen des Priesters — — —. Wieder dann das schrille Kommando der Glöcklein — — —. Segnend hebt der alte Priester die Hände — — —

«cume le piace, cume le piace» — — —

Das Volk erhebt sich. Langsam schreitet der Zug dann weiter durch die Enge der Gasse. Blutrot gekleidete Chorfnaben schwingen ihre Kerzen gleich Tyrusstäben und puffen und stoßen sich. Die Weihrauchschwinger pendeln die Schalen, aus denen der beklemmende Dampf aufsteigt und senden lachende Blicke aus dunkeln Augen hinauf zu den teppichbehängten Balkonen. Von oben grüßen blizende Schwarzaugen herunter und weiße Mädchenarme schwenken grelleuchtende Magnesiumfackeln in der Luft.

An allen Fenstern haben die Leute Lampen und Lichter herausgestellt*). Von den Dächern glühen bengalische Feuer, in den Straßen plagen „Frösche“ und Schwärmer mitten unter der aufkreischenden Menge. Kanonenschläge machen die Fenster erklinkern. Dazwischen immer das dumpfe Murmeln und Singen der Wallfahrer, die in gedrängten Scharen ihren Priestern folgen, überdönt manchmal von der gellenden Stimme des Hausierers: «Vedet' o monaco, cume le piace — — cume le pi—a—ce.»

Frohes Heidentum und Christenglaube unentwirrbar gemischt; inbrünstiges Flehen und gleichgültiges Schnatzen, Lebensfreude und angstgehezte, bußwillige Sünderklage.

* * *

Zwei blaue Sommernächte füllt das Fest. Zwei Nächte schallt Lachen und Luft, krachen die Böller und Kanonenschläge, leuchten die lichtgeschaffenen Paläste und Zaubergänge, sprühen und glühen die Funken und Kugeln der Raketen und Schwärmer — — — zwei Nächte des Vergessens. — — —

Im Hintergrunde aber steht schwarz und starr der Feuerberg vor dem Sternenhimmel, gleich einer drohenden Schildwache.

Unheimlich still.

Morgen vielleicht schon schüttelt er sich wieder, und donnert und dröhnt und speit Feuer und Verderben über die armen Menschen.

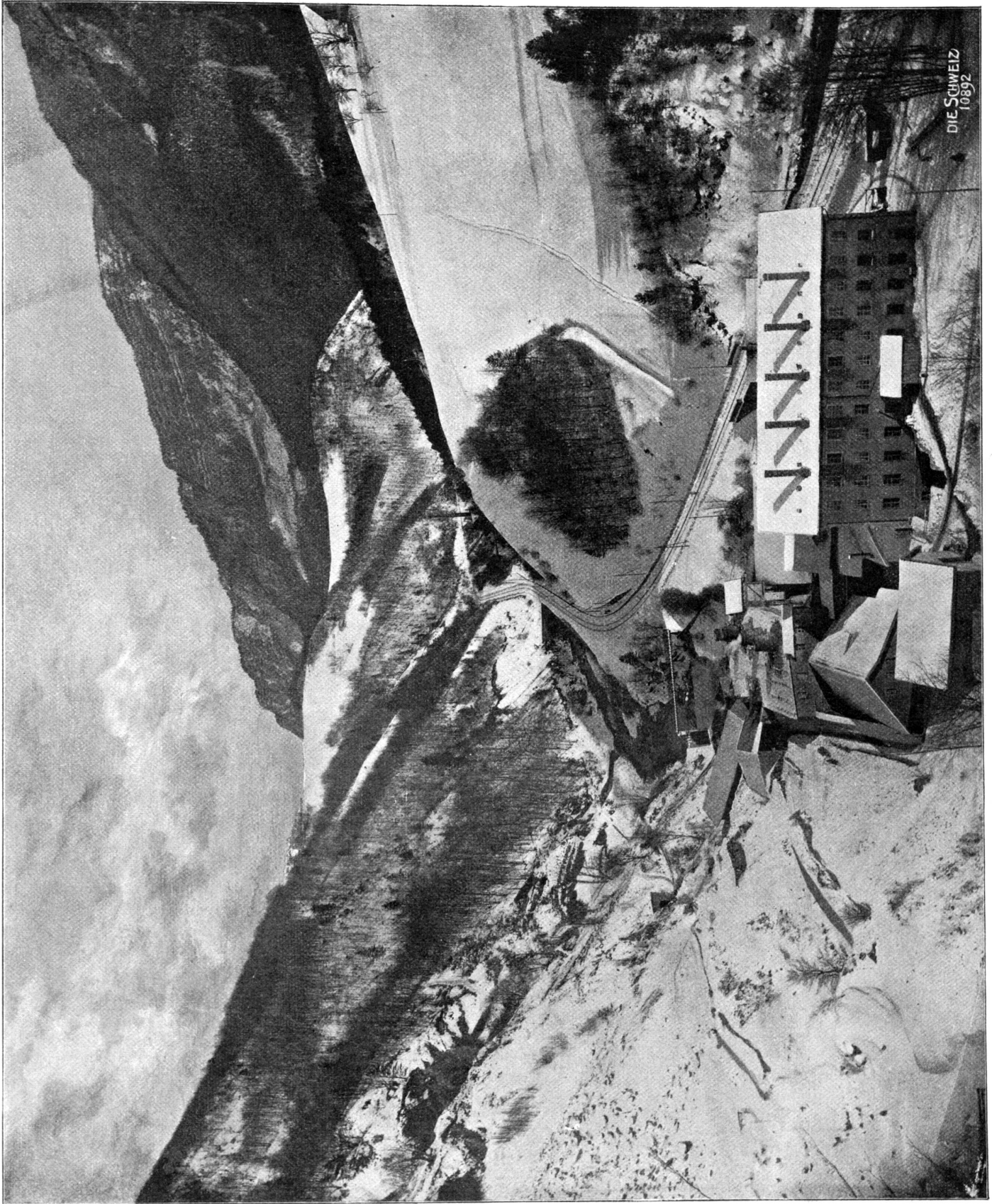
Dann ziehen die heulenden Bittfahrten wieder durch das Land und Beten und Klagen erfüllt die Luft. — —

So gebärdet verzweifelt und haltlos sich der Schmerz, gleichwie Freude- und Lust toll und ausgelassen jauchzen am Fuße des unheimlichen Feuerberges.

„Gewiß wären die Menschen hier anders,“ urteilt Goethe von den Golfbewohnern in seiner „italienischen Reise“, „wenn sie sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlten.“

*) Es ist dies eine allgemeine Sitte im Süden bei religiösen Festen; auch wenn das Allerheiligste durch die Straßen getragen wird zu einem Sterbenden, stellt jeder sein Lämpchen heraus.





DIE SCHWEIZ
10892

Der drohende Bergsturz im Trauertal I.
Zeit auf Seite 144.

↑ Burch

Dorf ↑ Brod-beffous

Seite ↑ Saug

Eisenbahn nach ↑ Wenenburg ↑ die Steufe